

Sie lieben ihren Beruf, die Krankenschwestern, Hebammen und Therapeutinnen. Und gerade deshalb kritisieren sie die seit Jahren schlechten Arbeitsbedingungen. Zu wenig Personal, immer weniger Zeit für die Patienten, relativ wenig Lohn: Drei Betroffene in drei Betrieben sagen, wie es damit bei ihnen aussieht.

Die Angst vor der falschen Ampulle

«Ich will wissen, was für Medikamente ich verteile», sagt Karin Hüppi.

Von Christoph Schilling

«Wenn wir nur noch die ärztlich angeordneten Therapien ausführen, ist das für uns ein Frust», sagt die 28-jährige Krankenschwester Karin Hüppi. Sie möchte mehr Zeit haben für den einzelnen Patienten und das Gespräch. Seit fünf Jahren ist sie Krankenschwester, seit anderthalb Jahren stellvertretende Stationsleiterin am Wädenswiler Spital Zimmerberg. Doch die Freude am Beruf vergeht ihr manchmal: Wenn sie sehe, wie das Spitalpersonal am Anschlag sei, dann werde es ihr schon anders ums Herz, dann komme die Angst auf, zum Beispiel eine falsche Ampulle zu verabreichen. «In dieser Angst leben wir.»

Arbeit in drei Schichten

Am Spital Zimmerberg arbeiten 202 Personen im Pflegedienst, davon 141 mit einem Diplom. Karin Hüppis Abteilung hat 26 Patienten zu betreuen. Man arbeitet in drei Schichten. Die Tätigkeiten einer Krankenschwester umfassen: Körperpflege; Bewegen und Lagern der Patienten; Blutentnahme; Visiten (die laut Hüppi immer länger werden); pro Abteilung bis zu 50 Tabletten mit dem Essen verteilen – und dies genau zur rechten Zeit; Infusionen überwachen und richten; den Blutdruck messen; die Patienten auf die Toilette begleiten; das Protokoll für den Schichtwechsel vorbereiten und so



Karin Hüppi ist stellvertretende Stationsleiterin im Spital Zimmerberg.

weiter. Wirklich belastend am Beruf sei, dass man alle zehn Minuten abgelenkt werde: ein Telefon vom Labor entgegennehmen oder schnell zwischendurch einen Patienten in den Röntgenraum bringen. «Äxgüsi, ich bin grad wieder zurück», heisse es dann. Ein kontinuierliches Arbeiten sei so nicht möglich. Weiterer Kritikpunkt: die Visite. Vor allem das Warten, den Ärzten zuhören und mit-

laufen fresse viel Zeit, die anderswo fehle. Das könnte genauso gut eine Sekretärin machen, meint Karin Hüppi.

Oft neue Medikamente

Hüppi muss auch Schmerzen erfassen und Medikamente vorschlagen können. «Hier trage ich Verantwortung.» Weil nicht zuletzt wegen des Spardrucks im-

mer wieder die Medikamente gewechselt würden, zwar mit demselben Wirkstoff, aber neuem Namen und vielleicht anderer Dosierung, sei das eine heikle Aufgabe. Wenn im Haus ein neues Medikament im Umlauf sei, werde die Krankenschwester nicht automatisch darüber aufgeklärt. «Ich will wissen, was für Medikamente ich verteile.» Auch über die Nebenwirkungen wolle sie Auskunft geben können, das sei ihr professioneller Anspruch. «Diese Verantwortung wird aber nicht bezahlt.»

Den Nachtarzt wecken?

Auch die Nachtwache sei nicht ohne: «Wenn jemand Herzschmerzen hat, muss ich entscheiden: Soll ich den Patienten verlegen lassen oder den Nachtarzt wecken?» Ein weiteres Problem können die Assistenzärzte sein. Diese hätten zwar die Befehlsgewalt, aber frisch nach dem Staatsexamen fehle ihnen die Erfahrung. «Grad mit den Medikamenten kennt sich ein Assistent noch nicht so gut aus.» Das belaste das Pflegepersonal.

Zudem gebe es immer häufiger Sprachprobleme: Multikulti ist auch im Spital ein Thema. Ausländisches Pflegepersonal leiste beim Übersetzen wertvolle Hilfe, manchmal greife man auf Dolmetscher zurück. Traumatisierte aus Kriegsgebieten stellten zusätzliche Anforderungen ans Pflegepersonal.

Weil solche Belastungen zugenommen hätten, könne das zu «unmenschlichen Arbeitsbedingungen» führen. Das sei auch der Grund, warum fast niemand zu 100 Prozent arbeite. Die meisten reduzierten auf 80 oder 90 Prozent. «Doch das sind für 10 Prozent immerhin um die 500 Franken Lohnausfall im Monat.»

Sehr schnell Teamälteste

Krankenschwester ist Mechthild Uhls Traum-beruf – trotz ständiger Personalengpässe.

Von Susanne Andereg

12,6 Stellen für 24 Betten: So sieht die planmässige Situation der Pflege auf der Neurologischen Abteilung des Uni-Spitals aus. Während der Nacht und am Wochenende auch in der Spätschicht muss eine Diplomierte genügen. Das gesamte Pflegepersonal ist weiblich. Zu 100 Prozent arbeiten die Stationsleiterin und ihre Stellvertreterin sowie fünf weitere Krankenschwestern; alle andern sind Teilzeiterinnen. Auch Mechthild Uhl. Die 36-jährige Mutter zweier schulpflichtiger Kinder hat am Uni-Spital ein Pensum von 35 Prozent und in ihrem Wohnquartier Wiedikon nochmals zirka 15 Prozent auf einer geriatrischen Krankenstation. Dort kann sie ihren Arbeitsplan selbst gestalten und auf die Familie ausrichten, was im Spital nicht möglich ist.

Vollzeit gezwungenermassen

Aus Spitalsicht wäre 100 Prozent Arbeiten erwünscht, sagt Mechthild Uhl. Doch täten dies fast nur noch die Pflegenden in leitenden Positionen sowie Ausländerinnen ohne Niederlassung, die für eine Arbeitsbewilligung voll arbeiten müssten. Und das sind nicht wenige: auf der Neurologie drei von sieben Krankenschwestern mit Vollpensum.

«Es gibt am Uni-Spital Kliniken, da hat man das Gefühl, es sei alles in deutscher bzw. ausländischer Hand», stellt Uhl fest. Obwohl auch in Deutschland Pflegepersonal fehle, könnten dort noch immer Krankenschwestern rekrutiert werden, weil ihre Arbeitsbedingungen noch schlechter seien als hier in der Schweiz. Uhl selber war 1987 aus Deutschland ans Zürcher Stadtspital Triemli gekommen und ist durch Heirat Schweizerin geworden.

Nach knapp vier Jahren gehört Uhl auf der Neurologie bereits zum harten Kern der langjährigen Mitarbeiterinnen; nur eine ist schon länger da. Sei es, dass Kran-



BILD DORIS FANCONI

Mechthild Uhl arbeitet als Krankenschwester auf der Neurologie des Zürcher Universitätsspitals.

kenschwestern einen Mutterschaftsurlaub haben (momentan zwei in ihrem Team), dass sie in Weiterbildung sind, in eine Privatklinik wechseln oder ganz aus dem Beruf aussteigen: «Das Team muss sich ständig neu zusammensetzen.» Eine Erklärung für die vielen Wechsel auf ihrer Abteilung sieht Uhl auch in der körperlich sehr strengen Arbeit. Viele Patienten haben Lähmungen oder sind nicht ansprechbar, ihre Pflege erfordert viel Kraft. Letztes Jahr wurde der Stellenplan zwar nach einer Analyse der Pflegeleistungen um 150 Prozent aufgestockt, doch konnten die neuen Stellen nicht besetzt werden.

Am ganzen Uni-Spital sind bei einem Gesamtbestand von 1760 Pflegestellen (inklusive Hilfspersonals) zurzeit 40 nicht besetzt und 60 permanent vakant wegen vorübergehender Abwesenheiten. In der Chirurgie mussten bereits neun Betten wegen Personalmangels stillgelegt werden. Die Schliessung von Regionalspitälern, die vom Regierungsrat mit der Spitalliste angeordnet worden war, hatte entgegen der Erwartung keinen grossen Einfluss auf den Stellenmarkt. Dieser ist nach wie vor ausgetrocknet.

Die Forderung des protestie-

renden Spitalpersonals, alle offenen Stellen bis im Herbst zu besetzen, ist deshalb ziemlich utopisch. Mechthild Uhl nennt aber zwei Massnahmen, die relativ schnell wirksam werden könnten: Die spitalinterne Kinderkrippe, die eine lange Warteliste hat, sollte vergrössert werden, damit verheiratete Frauen als Teilzeiterinnen wieder einsteigen können. Und das Verbot von Dauernachtwachen sei aufzuheben, weil diese Form von Arbeit je nach persönlicher Situation attraktiv sei.

Die Lernenden motivieren

Längerfristig hat Mechthild Uhl vor allem einen Wunsch: mehr Zeit, um den Lernenden eine ganzheitliche Pflege vermitteln zu können. «Dass heute viele schon während der Ausbildung sagen, sie würden nicht länger als ein Jahr im Beruf bleiben, das hat mich enorm bewegt.» Diese Einstellung habe es bei ihrem Diplomabschluss vor 13 Jahren noch nicht gegeben, sagt Uhl und kann es schlecht nachvollziehen. Denn sie hält die Pflege trotz allem Negativen, das jetzt im Vordergrund stehe, für einen tollen Beruf. «Hier kann ich Menschen ganzheitlich erfassen und begleiten.»

Das Geld ist nicht alles

Das Lohnniveau zeigt auch den Stellenwert der Pflegeberufe, sagt Ursula Greuter.

Von Andreas Mösl

«Jetzt bin ich schon ein wenig nervös», gesteht Ursula Greuter, die in ihrer blauen Arbeitskleidung und mit einem roten Megafon in der Hand vor dem Kantonsspital Winterthur steht. Es ist Dienstagmorgen, kurz vor halb zehn, und die 32-jährige Hebamme wird gleich auf einem Stuhl stehen und zu den über 100 Arbeitskolleginnen und -kollegen sprechen, die sich aus Protest auf dem Vorplatz des Spitals versammelt haben. «Halb so schlimm», wird sie nachher erleichtert sagen – das Personal spendete warmen Applaus, und auf den Balkonen winkten die Kolleginnen. Auf den zahlreichen Transparenten, die an

den Hausfassaden hängen, stehen Sprüche wie «Engel in Weiss sehen schwarz» oder «Jetzt ist ausge-Dienert».

Öffentlichkeit schaffen

Ursula Greuter sieht sich aber weder als Schwarzmalerin noch als unschuldigen Engel. Sie wolle der Öffentlichkeit ganz einfach zeigen, wie es um die Arbeitsbedingungen an den Spitälern stehe: zu wenig Personal und Lohn für viel Stress und Verantwortung – und das nicht erst seit gestern. Deshalb ist sie Mitglied der Aktion Gsundi Gsundheitspolitik und der siebenköpfigen Winterthurer Kerngruppe, die den Protest im Kantonsspital organisiert hat. «Wer sich nicht wehrt, kommt zu nichts», sagt Greuter, die als Krankenschwester schon in Zürich am Uni-Spital und in Afrika gearbeitet hat.

Eine der zentralen Forderungen der Protestbewegung ist eine gerechte Lohnpolitik. Die Gehälter sollen linear um 1200 Franken im

Monat angehoben werden – weil das Pflegepersonal in der kantonalen Besoldungsrevision vor zehn Jahren zu tief eingestuft worden sei. «Für unsere Leistung und die Belastung sind wir echt unterbezahlt», kritisiert Greuter, die als diplomierte Krankenschwester und Hebamme mit Berufserfahrung bei einer 100-Prozent-Anstellung 5400 Franken brutto verdienen würde. Greuter trägt als Hebamme viel Verantwortung und arbeitet Schicht – fünf Nächte im Monat sowie Früh- und Spätdienst. Aber sie liebt ihren Beruf: «Da kann ich selbstständig und mit Hand, Kopf und Herz arbeiten.»

Letztes Jahr zu wenig Personal

Die Geburtsabteilung am Kantonsspital beschäftigt zurzeit 24 Hebammen, die sich 15 Vollzeitstellen teilen; Ursula Greuter selber arbeitet dort seit anderthalb Jahren zu 90 Prozent. «Im ersten Jahr wars total streng», erinnert sie sich. «Weil wir zu wenig Stellen hatten und von denen nicht einmal alle besetzt waren, mussten wir oft auch in der Freizeit einspringen.» Heute sei es besser, sagt Greuter: Alle Stellen seien besetzt, und «weil wir dafür gekämpft haben», sei eine zusätzliche Stelle geschaffen worden.

Lohnklage für Gerechtigkeit

Der engagierte Hebamme geht es aber nicht einfach nur ums Geld. «An den Löhnen erkennt man auch den Stellenwert, den ein Beruf in der Gesellschaft genießt.» Dass das Lohnniveau im Pflegebereich tief ist, hat für Ursula Greuter auch mit dem hohen Anteil an weiblichen Angestellten zu tun. So verdient eine Krankenschwester nach vier Berufsjahren 4700 Franken, ein Kantonspolizist 5400 Franken. Nach 12 Jahren erhält der Polizist 6900 Franken, während die Krankenschwester es in 30 Jahren nicht mal auf 6000 Franken bringt.

Deshalb hat Greuter 1996 zusammen mit 46 Frauen aus verschiedenen Pflegeberufen eine Klage gegen den Kanton eingereicht, die immer noch beim Verwaltungsgericht hängig ist. «Es darf nicht sein, dass der Staat die Frauen diskriminiert, nur weil er sparen muss.»

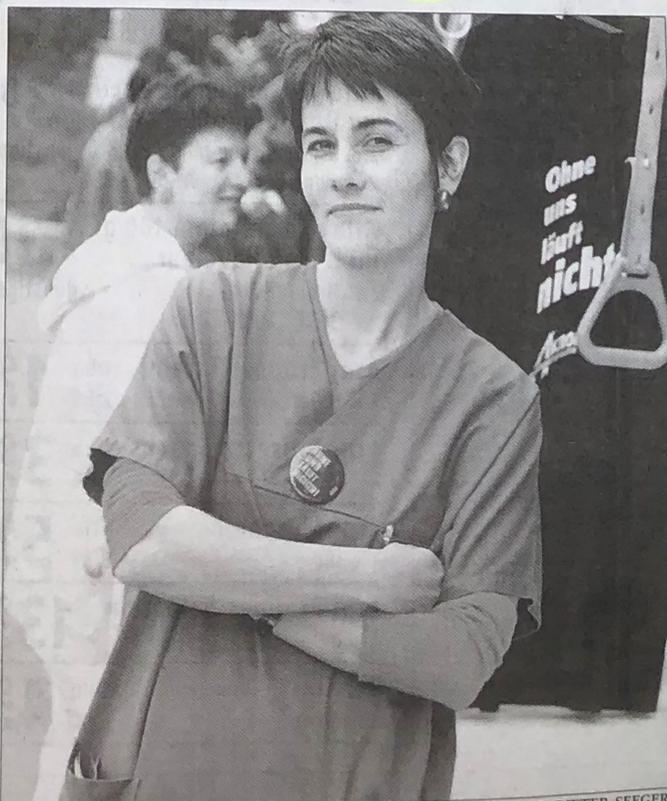


BILD DIETER SEGER

Ursula Greuter ist Hebamme am Kantonsspital Winterthur und hat den Kanton wegen Lohndiskriminierung eingeklagt.